

ihn der P. Prior damit beauftragt habe. Als Procurator des Hauses müsste er vielleicht den Gästen grollen, weil er eine grosse Festrechnung zu bezahlen habe; diess sei jedoch keineswegs der Fall; im Gegentheil sei er sammt seiner Communität seinen lieben Gästen bestens verbunden. Er trank auf das Wohl des Clerus und der Laien.

Dr. Smith dankte im Namen des Clerus und gab der Hoffnung Raum, in diesen Hallen bald die erste Synode von Schottland versammelt zu sehen.

Die übrigen Toaste galten dem Bischof von Adelaide, dem Abte Wolf aus America, den Architekten Hansom und Pugin etc.

Nachmittags producirten sich hochländische Tänzer und Pfeifer; die Gäste promenirten vergnügt umher. Der Abend war wunderschön und das Wasser des Loch glich einer glatten Spiegelfläche. Um 10 Uhr wurde der heil. Segen ertheilt und das feierliche „Te Deum“ abgesungen; die denkwürdige Feier war beendet. —

Wir schliessen diesen interessanten Bericht mit inniger Freude über das hoffnungsvolle Emporblühen des Benedictinerordens in Schottland und die dortige erhabene Festfeier während des stattgehabten Triduums. Das nun unter die Fahne des heil. Benedict gestellte Fort Augustus: Proficiat!! —

Fried. Chmelíček, Weltpriester in Brünn.

## P. Martin du Fay de Lavallaz,

Benedictiner von Maria-Einsiedeln (1755—1832), — sein Beruf zum Kloster, seine Erlebnisse in den Tagen der franz. Revolution.

Mitgetheilt von P. Johann B. Müller aus Einsiedeln.



Unter den vielen stürmischen Tagen, welche das Stift Maria-Einsiedeln in der Schweiz im Laufe seines tausendjährigen Bestandes durchlebte, waren wohl keine gefahrdrohender, als die Tage der französisch-helvetischen Revolution. Wie in Deutschland und Italien folgte den Schaaren fränkischer Eroberer auch in der Schweiz überall Plünderung und Zerstörung. Anfangs 1798 hatte das Directorium in Paris der Schweiz den Krieg erklärt; am 5. März fiel Bern, der mächtigste der verbündeten Freistaaten, und es wurde unter dem Drucke fremder Waffen eine sog. eine, untheilbare helvetische Republik aufgerichtet. Die meisten Cantone

unterwarfen sich der neuen Verfassung, nur das Bergvolk der Urschweiz setzte sich für seine angestammte Freiheit zur Wehre. Sie zu bezwingen zog der französische General Schauenburg mit einem ansehnlichen Heere gegen das Gebirge heran. Das kleine Heer der Urschweizer war bald niedergeworfen und nun wandte sich die ganze Wuth des Siegers gegen das Kloster Einsiedeln, das Schauenburg nachträglich in einer Proclamation beschuldigte: „durch schlaue Predigten, durch giftige Schriften und selbst durch das Gold, welches ihm Unwissenheit und Aberglaube verschwenderisch zutrug, den Vendéekrieg genährt, die Grenzdepartemente fanatisirt, in einem grossen Theile Frankreichs die Vollstreckung der republikanischen Gesetze verhindert zu haben.“ Zum Glücke waren Abt und Convent der Rache entgangen, indem sie beim Herannahen der Franken sich nach Tirol und Oesterreich durch die Flucht retteten. Ein einziger Mönch blieb im Kloster zurück, P. Martin du Fay de Lavallaz. Derselbe hat später auf Befehl der Obern seine Erlebnisse in jenen Tagen niedergeschrieben und diese Aufzeichnungen sind es, die wir im Folgenden mittheilen. Vorher aber möge es uns vergönnt sein, den Leser näher mit der Person des P. Martin bekannt zu machen, dessen Beruf zum Klosterleben schon ein ausserordentlicher genannt werden darf.

## I.

Petrus Aloisius du Fay de Lavallaz erblickte das Licht der Welt den 16. November 1755 zu Sitten, der Hauptstadt der Republik Wallis. Seine Eltern stammten aus angesehenen Familien; der Vater, Stanislaus, war ein Sohn des edlen Franz Jodok du Fay de Lavallaz, Rathsherren der Stadt; die Mutter, Maria Katharina Balet, eine Tochter des Pannerherren des Zehntbezirktes Leuk im Oberwallis. Da die Ehe bisher nur mit Mädchen gesegnet worden, erregte die Ge-

burt des Knaben grosse Freude, an der besonders der Grossvater, der alte Rathsherr, den lebhaftesten Antheil nahm. Bei der Taufe in der Kathedrale versahen Pathenstelle: Franz du Fay de Lavallaz, Commandant im französischen Regimente Lourten und Maria de Torrente, Gemahlin des in piemontesischen Diensten stehenden Generals Kalbermatten. Es schien, als wäre der Täufling zum Vornherein zu einer militärischen Laufbahn bestimmt.

Petrus Aloisius verlor seinen Vater in frühester Jugend und die ganze Last der Erziehung fiel auf die Mutter, die aber als kluge und fromme Frau ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen war. Vielen Kummer machte ihr eine eigenthümliche Schwäche des Kindes; der kleine Alois war dem Weinen auffallend ergeben; er weinte morgens beim Aufstehen, wenn er beten, wenn er essen sollte, bei jedem Vorkommnis ohne irgend welche Ursache. Schon besorgte die Mutter, es möchte die Gewohnheit lebenslänglich haften bleiben; allein das Uebel verlor sich allmählig, als der Knabe mit erfülltem achten Jahre die Schule zu besuchen anfang. Der erste Lehrer war ein Weltgeistlicher Namens Bartholomäus Zurkirchen; später trat Alois an die von den PP. Jesuiten geleitete Lateinschule über und studierte nacheinander Rudimenta und Grammatik, Syntax, Humanität und Rhetorik, letztere als 16jähriger Jüngling im Jahre 1772.

Hatte er seine ersten Studienjahre unter den Augen der Mutter als fleissiger Schüler in kindlicher Unschuld und Eingezogenheit hingebracht, so änderte sich dies in etwas mit seinem Eintritte in die höheren Classen. Dabei waren zunächst äussere Umstände entscheidend. Im Jahre 1767 vermählte sich nämlich die Mutter zum zweiten Male mit Anton Pankraz Graf von Courten. An ihm erhielt zwar der junge Lavallaz einen ausgezeichneten Vater, welcher die Stiefkinder wie seine

eigenen behandelte, da jedoch in Folge dieser Heirat die Mutter von Sitten weg nach Sterz zog und die Verwandten, bei denen der Student in Kost kam, ihm mehr Freiheit liessen, wurde er mit der leichtsinnigen Schuljugend selbst auch leichtsinnig. Das Studieren schien ihm die grösste Beschwernis, der Gottesdienst die grösste Pein. Ein schmerzliches körperliches Leiden, welches ihm die Vorsehung schickte, machte ihn zeitweilig ernster. Ernste Gedanken an seine Zukunft überkamen ihn. Wiedergenesen, beschäftigte sich Lavallaz unter Leitung seines Professors, P. Boetlin, sehr ernstlich mit seiner Berufswahl, doch ein neues Unwohlsein unterbrach bald diese Erwägungen und entfernte den Jüngling zum zweiten Male von Sitten. Nach der Wiederherstellung entschloss sich Alois ohne weiters zum Eintritt in den Militärstand. Der geistliche Führer meinte freilich, die Wahl sei für die Seele bedenklich, aber die Eltern stimmten zu und die Einverleibung in das Regiment des Stiefvaters Courten wurde ausgemacht. Ein Jahr noch sollte der Student der Philosophie widmen, allein statt mit Logik und Methaphysik beschäftigte er sich mit Plänen auf seine Zukunft und zählte sehnsüchtig die Tage bis zur Abreise.

Der erwünschte Augenblick erschien. Im J. 1773 nahm der Jüngling Abschied von den Eltern, Verwandten und Heimat und begab sich nach Montmedy, einem Städtchen im nördlichen Frankreich, wo eben das Regiment Courten Garnison hielt. Hier machte er in zwei Jahren die Officiersschule durch. Während eines Urlaubes in seiner Heimat verlobte er sich mit der Tochter einer der angesehensten Familien des Landes, einem Mädchen, welches mit dem Adel der Geburt den Adel der Seele verband. Doch eine höhere Macht hatte anders über die jungen Leute bestimmt. Die Braut verfiel in eine schmerzliche Krankheit, legte während derselben das Gelübde der Jungfräulichkeit ab und trat

nach der Genesung in ein Kloster. Die Selbstbiographie meldet nicht, welchen Eindruck dieses Ereignis auf das empfängliche Gemüth des jungen Mannes machte, aber sein Leben in der nächstfolgenden Zeit beweist, dass er sich mit nichts weniger als mit Klostergedanken trug. Im Gegentheil. Er schritt nunmehr auf der Bahn militärischer Ehren rasch voran. Den 24. April 1775 erhielt er sein Brevet als Unterlieutenant, den 13. Juni 1777 das eines Hauptmannes, am 12. December 1779 wurde er Eigenthümer der nach seinem Stiefvater benannten Compagnie Courten; mit 24 Jahren nahm er demnach eine Stellung ein, zu welcher nach seiner Bemerkung andere Officiere erst nach vielen Dienstjahren gelangten. Und als wollten ihm seine Cameraden beweisen, dass er die Beförderung nicht bloss seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen, sondern eben so sehr seinem eigenen Verdienste verdanke, vertrauten sie ihm als Zeichen der Achtung die Besorgung der Regimentscassa an. So im Besitz einer ehrenvollen Stellung mit naher Aussicht auf höhere Würden, von der neidlosen Liebe seiner Genossen getragen, fühlte sich der junge glänzende Officier so recht als Kind des Glückes. Er unterliess auch nicht, sich des Lebens zu freuen und die Vergnügen, zu denen Stand und Reichthum einluden, zu geniessen, hielt sich aber von jeder Ausschweifung fern. Er galt bei dem Regimente als Muster militärischer Ehre und Tugend. Nur dem tiefer blickenden Auge der Mutter konnte es nicht entgehen, wie sehr der Sinn des Sohnes sich dem Irdischen zuwandte. Sie war darüber innig betrübt, vergoss viele heimliche Thränen und sparte ihrem Alois bei seinen Besuchen im Elternhause nicht die eindringlichsten Ermahnungen. Als einst der junge Hauptmann nach einem Ausfluge auf sein Zimmer zurückkam, fand er auf dem Tische ein Crucifix hingelegt und davor einen Beichtspiegel aufgeschlagen; wohl erkannte er darin die Hand der Mutter,

aber der Augenblick der Gnade war noch nicht gekommen. Die Mahnungen waren ihm lästig und er kehrte nur desto lieber wieder an die Spitze seiner Compagnie zurück. Da ertönte ihm plötzlich die Stimme Gottes, wo er es am wenigsten vermuthet hatte.

„Als ich,“ so schreibt P. Martin, „im Monat August 1783 zu Saintes der Hauptstadt der Provinz Saintonges, in welcher Stadt ich mit dem Regimente von Courten, meines Stiefvaters, in Garnison lag, in einer Nacht ganz ruhig schlief, wurde ich von der Gnade getroffen; denn hört und bewundert es. Jählings erwachte ich und war beim vollen Verstande und fing bitterlich zu weinen an, mit diesem heiligen Gedanken ganz beschäftigt: Du musst diesen Officiersstand verlassen und ein Mönch werden, oder du bist ewig verloren. Und gleich darauf erinnerte ich mich des Textes des hl. Matthäus, wo er spricht: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet, — welchen Text ich ehemals, auf einer Mauer bei den P. P. Kapuzinern geschrieben, zu Sitten gelesen hatte. Diese hl. Gedanken betrachtete ich eine kleine Zeit; alsdann schlief ich wieder ein. Des Morgens, als ich erwachte, fielen sie mir wieder in den Sinn; ich überdachte sie reichlich einige Tage und fing dann Gott zu bitten an, er wolle mir doch seinen heiligsten Willen zu erkennen geben. In diesem Augenblicke schickte er mir den Gebetsgeist und ich rief immer stärker zu ihm; er flösste auch in mich die Liebe zur Einsamkeit, so dass es meine Freude und mein Trost wurde, ganz allein zu spazieren und über meinen Beruf Betrachtungen anzustellen. Allein was für einen Widerstand ich empfunden, was für Anfechtungen ich in diesem Zeitpunkte auszustehen hatte, kann man sich wohl leicht einbilden. Was gab mir der verführerische Geist nicht ein! Wie sollte ich wohl einen Stand verlassen wo ich alles hatte, was man nur auf dieser Welt wün-

schen kann, mit den schönsten Hoffnungen zu einem noch grösseren Glücke! Sollte ich wohl alles dies verlassen können, was werden meine Freunde denken und dann weiss ich auch nicht, wo ich hingehen und wie ich es anstellen soll!“

Die einzige Stütze im schweren Kampf fand Lavallaz am Feldprediger des Regimentes. Dieser, ein kluger und seeleneifriger Priester, wollte anfangs den Gedanken des Officiers nicht vielen Wert beilegen, ermunterte jedoch zum Lesen geistlicher Bücher und gab ihm schliesslich den Rath, die Angelegenheit beim nächsten Aufenthalt in der Heimat mit dem Beichtvater zu besprechen. Der Urlaub fiel in den Herbst 1783—1784. Als aber Lavallaz in sein Wallis zurückkam, wurde der Entschluss noch einmal wankend. Die heimatlichen Berge und Thäler, an denen die Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend hafteten, die Liebe, mit welcher seine Mutter und Geschwister ihn umfingen, schienen ihn mit tausend Banden zu fesseln; auch andere, scheinbar erloschene Gefühle erwachten mit neuer Frische und bei einer Abendgesellschaft verlobte sich der noch jugendliche Officier zum zweiten Male mit einem durch Reichthum und Schönheit ausgezeichneten Mädchen; doch wer vermag dem Rufe Gottes zu widerstehen? Am nächsten Morgen nach einer schlaflos zugebrachten Nacht war es Lavallaz erstes Geschäft, die Familie seiner Braut aufzusuchen und seine Freiheit wieder zu erhalten. Von da an änderte er seine ganze Lebensweise. Zum nicht geringen Staunen der Umgebung begann er die Einsamkeit zu suchen, Gesellschaften und Lustbarkeiten auszuweichen. Im October, zur Zeit der Weinlese, stellte er auf dem Valerienberge bei Sitten eine neuntägige Andacht an, und eröffnete während derselben seine Zweifel seinem Vetter, dem hochw. Domherr Blatter. Der Domherr, später von 1790 an Bischof von Sitten, verwarf nicht zum vornherein die

Absichten des jungen Verwandten, meinte vielmehr, es könnten diese Gedanken leicht eine Stimme von oben sein. Bei der Unterredung mit Blatter hörte Lavallaz zum ersten Male vom Kloster Maria Einsiedeln; und während er bis anhin nur im allgemeinen an den Ordensstand gedacht, fühlte er von diesem Augenblicke an den bestimmten Zug Benedictiner, und zwar Benedictiner von Maria Einsiedeln zu werden. Nach Sierz zurückgekehrt, legte er bei seinem Seelenführer, dem früheren Regens des bischöflichen Seminars Josef Franz Arnold, eine Lebensbeichte ab und nach dreimonatlichen Berathungen mit Beichtvater und Pfarrer stand es bei ihm fest: Gott will, dass ich in Einsiedeln in's Kloster trete. Einmal von dieser Gewissheit durchdrungen, ging er sogleich muthig zur Ausführung. Unter dem Vorgeben, die Fastnacht auf einer Reise in die Schweiz zuzubringen, beurlaubte er sich von den Seinigen und trat den entscheidenden Pilgerweg nach Einsiedeln an.

Am 18. Februar, einem kalten, unfreundlichen Wintertage, stand er das erste Mal an der Klosterpforte zu Maria Einsiedeln. Dem öffnenden Bruder gab er die nöthigen Stipendien mit der Bitte, die folgenden zwei Tage für sein Anliegen je eine heil. Messe in der Gnadencapelle lesen zu lassen. Man sah denn auch diese Zeit hindurch den Fremden öfter in der zu dieser Jahreszeit noch öden Kirche dem Gebete eifrig obliegen. Am 20. meldete sich Lavallaz auf's Neue an der Pforte, diesmal mit dem Verlangen, den Novizenmeister zu sprechen; da dieser gerade nicht anwesend war, erschien ein anderer Pater, welchem der sonderbare Pilger den Wunsch eröffnete, in das Kloster als Novize aufgenommen zu werden. „Der Religios, dem ich auch meine Briefe und Brevets übergab, hiess mich den folgenden Tag wiederum zurückkommen und den 21. Hornung 1784 in der Frühe wurde ich dem hochw. Fürstabten vorgeführt, welchem ich auch demüthig mein Vorhaben

entdeckte. Nachdem seine hochstl. Gnaden mir die Pflichten, die Beschwernisse und alles, was von einem Religiosen gefordert wird, auf das Dringendste und Nachdrücklichste vorgestellt hatte, ich aber alles mit der Gnade Gottes und mit weinenden Augen zu beobachten gelobt, so gewährte der gnädige Fürst meine Bitte, sofern ich standhaft bleiben und wieder zurückkommen würde. Er behielt mich sodann zwei Tage in seinem Gotteshause, nach welchem ich wieder von dannen abreiste.“

War Lavallaz nicht ohne Bangigkeit nach Einsiedeln gegangen, so kehrte er nun desto freudiger nach Sierz zurück. Nur eine schmerzliche Pflicht blieb ihm noch zu erfüllen übrig; er musste den Eltern seinen Schritt offenbaren und wusste dabei zum voraus, dass er sie tief betrüben würde. So war es auch in der That. Als er den ganzen Verlauf seiner Berufswahl Vater und Mutter erzählt hatte, begannen diese zu weinen, und wollten es nicht begreifen, indessen die inständigen Bitten des Sohnes und mehr noch vielleicht die Vorstellungen des Beichtvaters und Seelsorgers, welche verabredermassen im entscheidenden Augenblick erschienen, siegten. Die Eltern gaben die Einwilligung, den übrigen Verwandten blieb das Vorhaben Geheimnis und Alois benutzte die noch übrige Zeit seines Urlaubes dazu, ganz im Stillen seine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen. Am 2. Mai 1784 umarmte er die Mutter zum letzten Male als weltlicher Officier und verreiste zu seinem Regimente nach Saintes. Da wartete seiner ein letzter Kampf. Durch einen Bruder, welcher in demselben Regimente diente, war seine Absicht kundgeworden, und es lässt sich denken, mit welchen Vorstellungen die Officiere den lieben Cameraden von dem in ihren Augen so thörichten Vorhaben abzuhalten suchten. Alles umsonst. Nach einem Aufenthalte von vier Tagen verliess Lavallaz am 19. Mai zu Mittag, in

einen braunen Mantel gehüllt, vom Feldprediger und einem frommen Hauptmann begleitet, die Stadt. Der Abschied glich einer Desertion am hellen Tage, war es aber nicht, denn die Abreise wurde dem Commandanten gehörig angezeigt. Am zweiten Tage liess sich der Flüchtling in Angoulême die Haare abschneiden und kaufte einen Hut, wie ihn die Weltgeistlichen jener Zeit zu tragen pflegten. Mit der Diligence fuhr er dann über Paris, Besançon, nach Einsiedeln, wo er am 2. Juni in seinem „gelobten Lande“ anlangte. Am 21. August gewährte ihm das Capitel die Aufnahme ins Noviziat, am 8. September wurde er eingekleidet. Das Probejahr verlief gut, obwohl der an das rauhe Klima nicht gewohnte Novize unter der Kälte merklich litt. Am Feste Maria Geburt 1785 legte er in Anwesenheit seiner Eltern und Schwestern seine feierlichen Gelübde in die Hände des Fürstabtes Beat ab und erhielt treffend den Namen jenes Heiligen, welcher unter dem christlichen Volke mehr noch als frommer Soldat, denn als grosser Ordensmann bekannt und beliebt ist: des heil. Martin. Fr. Martin musste sofort noch zwei Jahre den theologischen Studien widmen, bevor er zum Priester geweiht werden und am 17. Juni 1787 im Alter von 32 Jahren die erste heil. Messe lesen konnte. Nun erst waren alle seine Wünsche erfüllt. „Nachdem er,“ — nach seiner eigenen Bemerkung, — „elf Jahre einem irdischen König, dem unglücklichen Ludwig XVI. gedient hatte, war er nun ein Soldat Christi geworden, um hiefür mit des Gehorsams mächtigen Waffen dem König aller Könige zu dienen.“

## II.

P. Martin bewies sich wirklich als getreuen Streiter im Dienste Gottes. Die Pünktlichkeit und Genauigkeit, mit denen er einst seinen Mitofficieren im Regimente vorangeleuchtet, zeigten sich wieder in der beinahe

ängstlichen Erfüllung aller Uebungen des klösterlichen Lebens. Sein Leben in dieser Zeit war ein stilles und verborgenes. Er bekleidete kein Amt, trug aber getreu und demüthig die allgemeinen Lasten. Eine Anzahl noch erhaltener, sehr reinlich geschriebener Predigten, bezeugen seinen Eifer für die Verkündigung des Wortes Gottes: und dass er in und ausser dem Beichtstuhle als Franzose der Arbeit genug bekam, dafür sorgten die Zeit-Ereignisse nur zu sehr. Nach Annahme der Gesetze über den Constitutionseid und Aufhebung der Klöster durch die National-Versammlung wanderten die französischen Geistlichen zu Tausenden nach Deutschland und der Schweiz. Viele der Flüchtlinge wandten sich nach Einsiedeln. Im Jahre 1791 kamen die ersten solcher Auswanderer im Kloster an; ihre Zahl mehrte sich; in den folgenden Jahren 1793—1794 war Einsiedeln von ihnen überschwemmt, oft waren zumal 200 und mehr Emigrirte anwesend, und nach einer angestellten Berechnung betrug die Gesammtheit der emigrirten Welt- und Ordensgeistlichen, welche vom October 1792 bis Januar 1794 Einsiedeln für längere oder kürzere Zeit zum Aufenthalte wählten, über 1200. Mit dem Jahre 1795 verminderte sich diese Beschwerde zugleich mit der Zahl der Emigranten; 1797 mussten auch noch die letzten — etliche 20 — auf Befehl der Regierung den Ort verlassen.

Leider sandte dasselbe Frankreich anstatt dieser friedlichen Gäste andere weit gefährlichere in den Horden der revolutionären Soldaten. Mit ihnen drang Schrecken und Zerstörung in das Heiligthum im hohen grünen Schweizerthale.

Am 6. März 1798 gelangte nach Einsiedeln die erste Kunde vom Falle Berns; bald folgte die Nachricht von der Errichtung der einen und untheilbaren helvetischen Republik. Weil das biedere Hirtenvolk der Ur-Kantone, treu an der hergebrachten Verfassung

festhaltend, sich zur Vertheidigung rüstete, schob der fränkische General Schauenburg die ganze Schuld dieses Widerstandes auf die Geistlichen, die er darum durch eine heftige Proclamation einzuschüchtern suchte. „Zittern sollen sie, die Urheber des Aufruhrs, eine exemplarische Strafe wartet auf sie.“ Die Drohung galt vor allem den Mönchen von Einsiedeln; hätte Jemand daran zweifeln wollen, es war unmöglich den brieflichen Berichten gegenüber, welche aus den unterjochten Cantonen einliefen. „Das Kloster Einsiedeln werde zerstört, die Mitglieder alle umgebracht, der schwarze General, — so hiess P. Marian, — gehängt werden.“ Natürlich war die Bestürzung bei solchen Nachrichten gross; die Ansicht wurde allgemein, man dürfe sich der Wuth der Feinde nicht aussetzen, sondern müsse ihr durch die Flucht ausweichen. Wohl prahlte der kriegerische P. Marian von Kampf und Sieg, allein das Benehmen dieses Mannes, welcher trotz der Mahnungen der Oberen die ihm blindergebenen Bauern zu fanatisiren fortfuhr, mehrte die Besorgnisse, anstatt sie zu mindern; im Stillen rüstete bereits alles zur Flucht. In Mitte dieser ängstlichen Umgebung erwachte in P. Martin der alte kriegerische Geist; er beschloss unter allen Umständen im Gotteshause zu bleiben. Um nicht irre zu gehen, eröffnete er seine Absichten dem Abte zugleich mit der Bitte, in keinem Fall für ihn ein Lösegeld zu bezahlen. Fürstabt Beat gab umso lieber seine Zustimmung, als er auch selbst mit dem Gedanken an eine Flucht sich nicht recht vertraut machen konnte.

Mittlerweile rückten Ende April die Franken an die Grenzen des Cantons Schwyz. Alles im Stifte drang nun in den kränkelnden Abt, Einsiedeln zu verlassen. Dem ungestümen Drängen weichend, verreiste der Fürst nach der Propstei St. Gerold in Vorarlberg. Dorthin waren um die gleiche Zeit, 25. und 26. April, einige der älteren Patres und mehrere Wagen mit Kostbarkeiten

abgegangen. Unter den Zurückbleibenden wuchsen Angst und Bestürzung. Am 28. hatte P. Marian in einem Hofe des Klosters seine Einsiedler-Milizen gesammelt angedredet und nach dem Etzel abgeführt. Am 29. — es war Sonntag und wurde zum ersten Mal das Fest Patrocinium S. Josephi gefeiert — Abends, zwischen 7 und 8 Uhr, als die Mönche eben bei der Gewissensforschung waren, erklangen plötzlich die Sturmglocken, ertönte der Ruf: „Die Franzosen, die Franzosen!“ Furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Gemüther; von den Bauernhöfen eilte, mit Knitteln und Sensen bewaffnet, der Landsturm herbei: aus dem Flecken flohen Weiber und Kinder in die nahen Wälder. Auch einige Capitularen wandten sich zur Flucht. Da indessen alles als ein blinder Lärm sich erwies, kehrten die Fliehenden zurück. Am Tage nach diesem Schrecken schlugen sich Schwyzer und Glarner unglücklich mit den Franzosen bei Wollerau am Zürichersee; die Einsiedler, welche an der Ballenschanze tapfer mitgefochten, trafen noch am Abend entmuthigt in der Heimat ein.

Etwas nach Mitternacht sprengte in voller Hast Pfarrer Schön von Menzingen (Canton Zug) in das Kloster: Zug sei gefallen, die Franzosen im Anzug über den Jostenberg. Wieder heulten die Sturmglocken, wieder wandten sich die vom Schlafe aufgeschreckten Klosterbewohner zur Flucht. Einige wenige mit dem P. Subprior blieben im Kloster. Der Maitag verlief ruhig, man verpackte das wunderthätige Muttergottesbild und ersetzte es in der Capelle durch ein ähnliches. Abends war in Rothenthurm der letzte Kriegsath, wo P. Marian <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> In den meisten gedruckten Darstellungen dieser Ereignisse wird P. Marian des Verrathes oder der Feigheit beschuldigt. Dass sein Benehmen nicht die Billigung der Oberrn hatte, ist schon bemerkt, dass er aber kein Verräther war, dürfte obige Darstellung beweisen. — „Schindelegi“ ist ein Engpass, „Etzel“ ein Berg im Norden von Einsiedeln.

die bekannte Aeusserung that: „Wenn Schindelegi und andere Posten so vertheidigt werden, wie ich mit meinen Einsiedlern den Etzel schirmen will, sind wir Sieger.“ Das Versprechen war sicherlich ernst gemeint, und wenn die That den Worten so wenig entsprach, so liegt der Grund davon in einem tiefen Misstrauen des P. Marian, der meinte, es möchten die Herren von Schwyz mit Preisgebung von Einsiedeln, Schwyz allein schützen wollen. Als daher am Morgen des 2. Mai Reding, der Führer der Schwyzer, an der Schindelegi anfänglich eine rückgängige Bewegung anordnete, verliess auch sogleich P. Marian mit seinen Pfarrkindern den Etzel. Dieser Vorfall nöthigte Reding, das siegreiche Gefecht an der Schindelegi abubrechen. Er zog sich nach der Ebene von Rothenthurm zurück, wo an diesem Tage noch einmal der Heldenmuth der Schwyzer siegte.

Im Kloster hatten sich am Morgen die wenigen Patres in den Beichtstuhl begeben. Nicht lange und es hiess: „Die Franzosen kommen!“ P. Subprior und die Seinen begaben sich eilig auf die Flucht; ihnen voraus trug der treue Kammerdiener Placid Kälin das Gnadenbild.<sup>1)</sup> Zurückblieb einzig P. Martin. Als er aus der Beichtkirche in das Kloster trat, sah er sich ganz allein und verlassen. Der fromme Pater stieg auf sein Zimmer, warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und bat um Licht und Stärke. Dann mit dem Crucifix in der Hand, das Brevier unter dem Arm, ging er zur hl. Capelle hinunter. Im Gebete auf seinen Knien gedachte er lebhaft des hl. Meinrad, wie er einst an der nämlichen Stelle sein Leben Gott zum Opfer brachte. Der Jünger erwartete ein ähnliches Glück.

Nachdem P. Martin, immer umdrängt von Schaaren

---

<sup>1)</sup> Dieses Bild blieb einige Zeit auf einem Berggute in der Nähe Einsiedelns begraben, wurde später nach Vorarlberg gebracht und nach der Rückkehr der Patres am 29. September 1803 feierlich in das Kloster und in die Kirche wieder eingeführt.

erschreckten Volkes, über eine Stunde in dieser Stellung ausgeharrt hatte, fragte er einen vom Etzel heimkehrenden Wehrmann, ob wohl die Franzosen bald kämen. Auf die Antwort, es seien die Feinde noch weit, erhob er sich und trat aus der Kirche. Der Platz wimmelte von Menschen. Soldaten, welche noch am Morgen am Etzel gestanden, Flüchtlinge, die aus nahen Wäldern sich zurückwagten, Weiber und Kinder, die zur Kirche aus- und eilten, Beamte, welche über den Empfang der Franzosen berathschlugen, — alle liefen durcheinander, alle bezeugten ihre Freude darüber, dass wenigstens ein Klosterherr sie nicht verlassen habe. Plötzlich verbreitete sich unter der erregten Menge das Gerücht, es geschähen Wunder in der Capelle: Maria sei erschienen mit zwei Engeln an der Seite. Doch P. Martin beruhigte, es sei gewiss nur Täuschung, er habe am längsten vor der Capelle gebetet und nichts besonderes bemerkt. Die Aufregung legte sich und weil immer noch keine Feinde sich zeigten, fingen die Leute an, auseinander und in ihre Wohnungen zum Mittagessen zu gehen.

Endlich, Nachmittag 3 Uhr, rückten die ersten Franzosen — etwa 70 an der Zahl — vom Etzel her auf Einsiedeln zu. „Ich befand mich gerade in der Kirche, als etliche Soldaten hereinkamen. Ich ging ihnen entgegen, bat, sie möchten doch dieses Gotteshaus verschonen. Ich ging aus der Kirche und der Officier kam mir sehr höflich entgegen, begehrte aber alsobald für 1800 Mann Brod und ein Fuder Wein, welches ich ihm sogleich geben liess. Er ging wiederum mit seinen Soldaten bis auf den Etzel zurück, nahm die Kanone des Klosters, die man vom Schlachtfelde zurückgebracht hatte, mit sich hinweg und sagte, morgen werde die ganze Armee mit dem Stabe und den übrigen Officieren in Einsiedeln ankommen und alle Officiere in dem Kloster ihr Quartier einnehmen. Er verliess uns und dieselbe Nacht verstrich ganz ruhig. Unter dieser Zeit kam

auch der Bruder Nicolaus zu mir und wir nahmen miteinander das Nachtessen im Kloster, das wenige nämlich, so noch zu finden war; denn alles war schon hinweggenommen und es blieb in der Küche nichts mehr übrig. Den 3. Mai, am Feste der Erfindung des heiligen Kreuzes, kamen etliche Husaren voraus an und fragten, wo P. Martin sei; sogleich eilte man mich im Kloster aufzusuchen. Es ging mir ein Stich ins Herz, ich fasste aber Muth und ging zu ihnen in die Abtei hinaus; sie sagten zu mir, sie seien vom General vorausgeschickt, um das Kloster zu bewachen, damit kein Soldat darein käme. Die ganze Armee werde bald nachfolgen, man solle nur den Officiern ein gutes Mittagessen zubereiten. Da ich dieses hörte, dachte ich, dass dies nicht möglich, weil gar nichts mehr in der Küche sei.“

„Um 9 Uhr ungefähr kam die Armee an. Ich ging ihr entgegen, empfing die Officiere nicht weit von der Apotheke und führte sie in den Speisesaal bei Hof. Sogleich begehrten sie eine vortreffliche Mahlzeit; ich aber sagte ihnen, dass nichts mehr da sei, weil alles sei genommen worden. Doch über eine Weile brachte man etwas gekochtes Fleisch. Als dieses die Officiere sahen, wurden sie wider mich sehr aufgebracht, sagend: Das sei kein Mittagessen, man solle alles das zum Fenster hinauswerfen. Sie überhäuften mich mit allerlei Schmach- und Schimpfworten, liessen mich als einen Gefangenen von einem Husaren bewachen. In dieser Stellung blieb ich in dem Speisesaal. Was mich aber am meisten kränkte, war, dass ich an diesem Tage die hl. Messe noch nicht gelesen hatte.“

„Unterdessen gingen einige Officiere aus dem Hofe gegen die Waschhütte, hörten das Geflügel schreien, drangen hinein, ergriffen es und brachten es lebendig in den Speisesaal und sagten: Seht was wir gefunden haben! Sie warfen das Geflügel auf den Boden, schlugen es todt und befahlen, man solle ihnen aus

diesem ein gutes Mittagessen bereiten. Die Gemüther wurden dadurch ein wenig gestillet; ich ergriff die Gelegenheit und bat, man möchte mir doch erlauben, die hl. Messe in der hl. Capelle zu lesen. Dieses wurde mir bewilligt, mit der Bedingung, dass der Husar mich nicht verlassen dürfe. Nach der hl. Messe wurde ich freigelassen; man trug ein vortreffliches Mittagessen auf, alles im Ueberfluss, ich speiste mit und es ging sehr lustig zu.“

„Unter dem Mittagessen kam der General Schauenburg und es wurde ihm prächtig aufgewartet. Nachmittags wollte der General die Bibliothek sehen, wir suchten den Schlüssel, konnten ihn aber nicht finden; ich sagte ihm, er solle die Pforte nur aufsprengen lassen, das wollte er aber nicht und ging davon. Er begab sich in die hl. Capelle, besichtigte die Kirche, alles mit ziemlicher Anständigkeit. Ich redete mit ihm von meinem Officiersstand, von meinem Beruf und er wurde von meiner Person eingenommen und zeigte eine gewisse Neigung und Liebe zu mir. Den anderen Tag ging er wiederum davon.“

„Den 4. las ich noch das letzte Mal die hl. Messe in der Capelle. Nachmittags liess mich der französische Commandant Choret zu sich rufen und sagte in drohendem Tone, ich solle ihm zeigen wo das Geld sei. Ich antwortete, das wisse ich nicht und es würde glaublich kein Geld vorhanden sein, da man nicht zweifelte, dass die Franzosen kommen würden, habe man allererst das Geld geflüchtet. Darüber wurde er zornig und befahl, ich solle ihm die Zimmer des Abtes zeigen. Da ich aber keine Schlüssel hatte, liess er alle Pforten mit Gewalt einschlagen, durchsuchte alles, fand aber doch kein Geld.“

„Gegen Abend liess er mich wiederum zu sich kommen und that an mich die nämliche Frage mit der Drohung, er wolle mich erschiessen lassen. Ich antwortete wie vorher und er könne mit mir machen, was er

wolle, ich könne ihm nichts anderes sagen.<sup>1)</sup> Nicht lange hernach fragte er mich, ob keine silbernen Löffel da wären; ich sagte zu ihm, der Bruder hätte noch etliche. Sogleich liess er den Bruder rufen und die noch vorhandenen silbernen Löffel, 13 an der Zahl, mussten ihm eingehändigt werden. Er war sehr wild und zornig, er liess uns in meiner Zelle einsperren und eine Schildwache musste Tag und Nacht bei uns in der Zelle verbleiben. Zwar erlaubte er uns die Nahrung in dem Convente zu nehmen, aber allezeit in Begleitung der Schildwache.“

Die Tage der Gefangenschaft des P. Martin waren für sein Kloster Tage der Plünderung und Zerstörung. Thüren und Gemächer wurden gewaltsam erbrochen; Officiere und Soldaten nahmen ein jeder was ihnen anständig war und verkauften es an die herbeiströmenden Mäkler. Eine Menge wertvoller Gegenstände, viel Pferde und anderes Vieh, selbst die Buchdruckerei wurden um Spottpreise verschachert, die Kirche ward frevelhaft entweiht, die hl. Capelle geschändet und niedergerissen, die Glocken aus den Thürmen herabgestürzt. Fünf Tage lang dauerte die Verwüstung. Am 9. Mai in aller Frühe erschien ein Officier bei den Gefangenen und kündigte dem P. Martin seine bevorstehende Abführung ins Hauptquartier nach Zürich an. Bald nachher fuhr eine Kutsche vor. P. Martin musste einsteigen; neben ihm nahmen zwei Officiere Platz und so ging es über den Etzel nach Pfäffikon und weiter nach Zürich. Schauenburg empfing ihn mit der Zusage es werde ihm kein Leid geschehen. Nur darauf beharrte der General, den Religiosen aus der Schweiz zu deportiren. Am Abende speiste P. Martin an der Seite des gefürchteten Franken und ebenso wurde er am folgenden Tage zur Mittagstafel gezogen. Freilich musste er

---

<sup>1)</sup> Ganz ähnliche Vorfälle trugen sich auch zur Zeit der preussischen Invasion 1866 in Mähren zu.

dabei manche spöttelnde Bemerkung über Klosterleben und Mönchsstand, Ehelosigkeit und angebliche Armuth der Mönche anhören; er vertheidigte sich aber so muthig und geschickt, dass ihm später bei der Erinnerung daran das Wort des Herrn vorschwebte: „Wenn man euch vor die Fürsten und Obrigkeiten führen wird, so sorget nicht, wie und was ihr reden sollet, weil euch in selbiger Stunde wird eingegeben werden, was ihr reden sollet; denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern der Geist Gottes.“ Am Ende des Mahles versah Schauenburg seinen Gast noch mit Geld und entliess ihn dann nach dem nahen Frauenkloster Fahr, wo er den bedrängten Klosterfrauen als Dolmetsch mit den Franzosen diente. Bei dem Brande der Klosterscheune, 13. Mai, war er Zeuge der werkhätigen Hilfe der fremden Soldaten, denen er auf Verlangen ein Dankschreiben ausfertigte. Am 19. Mai erhielt er aus dem Hauptquartier eine vom Stabschef Rheinwald ausgefertigte Einladung zum Mittagessen beim Obergeneral. P. Martin nahm sie an und traf, von einem Husaren begleitet, Punkt 12 Uhr in Zürich ein. Der Empfang war ein überaus freundlicher. Schauenburg führte den Religiösen in sein Wohnzimmer, stellte ihn seiner Gattin und Tochter vor. Etwas misslich war der Umstand, dass es Samstag, mithin Abstinenz war. „Als wir zu Tische sassen,“ erzählt P. Martin,“ wollte sogleich der General mir mit einer Fleischbrühe aufwarten; ich bedankte mich höflich, bemerkend, dass meine Religion mir nicht erlaube, heute Fleisch zu geniessen; er lachte und spottete darüber und wollte in mich dringen, allein ich sagte zu ihm, es würden bald für mich Fastenspeisen aufgetragen werden; ich hätte schon in der Küche Befehl ertheilt. Man brachte sie wirklich und der General sagte nichts mehr darauf. Unter andern verschiedenen Sachen, so man bei der Tafel sprach, sagte Schauenburg zu mir, ich solle die Kutte ablegen, die Officiers-

Uniform wieder anziehen, er wolle mir seine Tochter zur Ehe geben. Auf dieses antwortete ich, ich sei schon mit Gott durch feierliche Gelübde gebunden, die Niemand auflösen könne.“

Nach dem Mittagsmal ging der muthige Mönch wieder nach Fahr zurück, nachdem er zuvor noch ausgewirkt, dass die Klosterfrauen von der lästigen Einquartierung befreit wurden. Zweimal noch, am 23. und 26. Mai, ging er nach Zürich, um auf die Rückkehr nach Einsiedeln zu drängen, er müsse all dorten seine Kleider nachholen. Doch vergebens; bei seinem zweiten Erscheinen theilte ihm Rheinwald mit, er müsse auf ausdrücklichen Befehl Rapinat's schleunig aus der Schweiz geschafft werden. Als Martin sah, dass weiter nichts zu machen, verlangte er wenigstens eine Entschädigung für die zurückgelassenen Kleider sowie schriftliche Mittheilung des Verbannungsdecretes. Beides gewährte Rheinwald, Schauenburg selbst liess sich nicht mehr blicken. Noch einmal konnte er zum Abschied die Nonnen in Fahr besuchen, dann führten ihn zwei Husaren in einem Wagen über Winterthur und Frauenfeld bis an die Thore von Constanz. Von hier eilte der Verbannte nach dem nahen Stifte Petershausen.

Das Erste, was P. Martin in Petershausen zu thun fand, war, einem sterbenden Confrater die letzten Dienste zu erweisen. P. Eberhard, früher Pfarrer von Feusisberg, Cant. Schwyz, war, obschon an der Wassersucht schwer darniederliegend, von den Franzosen in rohester Weise über die Grenze geschleppt worden und starb zu Petershausen den 15. Juni Nachmittags 2 Uhr. P. Martin stand ihm bei in den letzten Augenblicken, hielt für den Hingeschiedenen das feierliche Requiem und meldete den Todfall dem Fürstabte nach St. Gerold.

Auch ein ganz verschiedenes Schreiben des Verbannten aus diesen Tagen ist wenigstens im Concepte noch vorhanden, es ist an General Rheinwald gerichtet und verlangt die Nachlieferung der zurückgelassenen

Kleider; es sei dies eine versprochene Sache; einem alten Soldaten gegenüber dürfte man besser Wort halten. Im Fernern verlangt P. Martin, unter Berufung auf die vorgeblich von den Franzosen gebrachte Freiheit, Aufhebung der Verbannung, weil es nirgends besser sei, als im Vaterlande. Ob dieser Brief Erfolg hatte ist unbekannt; gut war es jedenfalls, dass auch von anderer Seite her für den Vertriebenen gewirkt wurde. Bald nach der Ankunft in Petershausen hatte P. Martin sein Schicksal seinen Verwandten mitgetheilt, die sogleich alles aufboten, um eine Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen. Dank der gefälligen Verwendung des Statthalters von Wallis wurde vom helvetischen Directorium in Luzern November 1798 die Aufhebung der Deportation ausgesprochen; allein da der treue Priester vor dem zweideutigen Bürgereid zum vornherein sicher sein wollte, zogen sich die Verhandlungen etwas in die Länge. Erst im März 1799 reiste P. Martin mit Erlaubnis und dem Segen seines Abtes nach Wallis.

Im elterlichen Hause verlebte er recht angenehme Tage; von Leistung des Eides war keine Rede; er durfte das Ordenskleid tragen, im Beichtstuhl, auf der Kanzel des priesterlichen Amtes walten; die allgemeine Liebe und Achtung umgab ihn; besonders aber freute ihn das Glück, der von ihren übrigen Kindern getrennten Mutter die Tage des Alters versüssen zu dürfen. Leider dauerte das Glück nicht lange. Nach vier Wochen kam vom Directorium an den Statthalter der gemessene Befehl, den Bürger Lavallaz als Ruhestörer und Volksaufwiegler an die Schweizergrenze bei Basel abzuführen. Alle Beweise der Unschuld nutzten nichts; nur so viel erlangte P. Martin, dass er zuerst nach Luzern gebracht werde, damit er sich dort verantworten dürfe. Der Abschied von der Mutter war schmerzlich; man fürchtete eine Deportation in das Innere Frankreichs.

Auf einem kleinen schlechten Karren unter steter Bewachung wurde der unschuldig Verfolgte zuerst nach Luzern gebracht und dort vier Tage in einem Wirtshaus eingesperrt. Audienz beim Directorium ward nicht gewährt; am fünften Tage ging der Transport weiter nach Basel und an die Grenzen des Schwarzwaldes. Hoherfreut, dass der Weg nach dieser Seite geführt, eilte Lavallaz in das befreundete Stift St. Blasien.

So war denn P. Martin zum zweiten Male verbannt, theilte das Schicksal seiner Mitbrüder, die in einer wahren Diaspora lebend, je nach den Wechselfällen der Kriegsereignisse in baierischen, vorarlbergischen, tirolischen, österreichischen Klöstern Zuflucht suchten und fanden.<sup>1)</sup>

Zwei Jahre, Mai 1799 bis Mai 1801, blieb er im Stifte selbst; weitere 16 Monate weilte er auf der Filiale Gurtweil, meist mit Seelsorge beschäftigt. Die Verfassungsänderungen in der Schweiz 1801 ermuthigten ihn zu neuen Schritten um Aufhebung der Verbannung, und nicht umsonst. Am 20. August kam vom Justiz- und Polizeiminister in Bern die Erlaubnis zur Rückkehr ins Vaterland. Freudig reiste P. Martin nach Sierz zu seiner greisen Mutter, bei welcher er blieb, bis die Thore des eigenen Klosters sich ihm wieder öffneten. „Den 11. Hornung 1802,“ so schliessen die Aufzeichnungen, „kam ich in Einsiedeln an, wo wir wiederum uns beisammen befinden, weil es dem gütigen und barmherzigen Gott gefallen hat, uns wiederum in unserem alten Stifte zu versammeln.“

Im Kloster nahm P. Martin in seiner stillen, ruhigen Weise die gewöhnlichen Arbeiten wieder auf. Trotz, oder gerade wegen dieser Bescheidenheit war er bei

---

<sup>1)</sup> Tröstlich ist es die Briefe zu lesen, welche die Verbannten aus allen diesen verschiedenen Klöstern an ihren Abt richteten. Ueberall waren die vertriebenen Einsiedler-Mönche auf das liebevollste und wirklich wie Brüder aufgenommen worden.

seinen Mitbrüdern allgemein geachtet, — eine ebenso ernste wie freundliche Erscheinung. Er war mittlerer Grösse, ziemlich beliebt; der abgemessene Gang verrieth den Soldaten, das niedergeschlagene Auge den Mann des Gebetes. Bei allen gemeinsamen Uebungen erschien er auf die Secunde.

Im hohen Alter traf ihn ein Schlagfluss und beraubte ihn der Sprache. Drei Jahre musste der Greis beständig das Bett hüten; wer ihn besuchte fand ihn, ein heiteres Lächeln auf dem Antlitze, mit seltsamem Ausdrucke immer die gleichen Worte wiederholend: „Alles Alles, Alles, mon Dieu!“ Ein sanfter Tod machte endlich am 3. April 1832 seinem Leben und Leiden ein Ende.

### Das Kirchlein: „San Benedetto in piscinula“ nel Trastevere in Rom.



Schmerzlich hat es mich berührt, als ich heuer beim Besuche der ewigen Stadt auch das Kirchlein S. Benedetto in piscinula besuchen wollte, selbes aber lange nicht erfragen konnte, obwohl sich hier eine Schule befindet und das Kirchlein bis zum Jahre 1824 Pfarrkirche war. Man wies mich von einem Kirchlein zum andern, und doch war S. Benedetto so nah. Endlich nach vielem Hin- und Herfragen zeigte mir ein altes Mütterchen den Weg. Es war Sonntag, Fest Mariä Namen, und es wurde gerade da eine hl. Messe vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute celebrirt. Die Kirche war von Andächtigen ziemlich voll; in kleinen Bänken war die Schuljugend beiderlei Geschlechtes, die vom Beginne der hl. Messe bis zur Wandlung den hl. Rosenkranz, nach der Wandlung die lauretanische Litanei sang. War der Gesang auch nicht classisch, — besonders das „Pange lingua“ zum Schlusse, welches choraliter gesungen wurde, wobei ich jedoch den Choral nicht herausfinden konnte,